

Zu Hause auf Weltreise

Volker Koepp reiste mit Emigranten und deren Nachfahren an den Ort ihrer Vergangenheit: Der Berlinale-Dokfilm »Dieses Jahr in Czernowitz«

Grit Lemke

Ich habe mich immer gefragt, wohin all die Menschen verschwinden. In unserer Stadt wurde es leer – mußte es woanders nicht notwendig voll werden? Und konnte man einfach weggehen, den Rest seines Lebens im Prenzlauer Berg sitzen und so tun, als käme man nicht aus einem verpißten Kaff? Wer immer ging, hat das Kaff mitgenommen. Er trifft sich mit den anderen, legt nach dem dritten Bier weinend eine Gundermann-CD ein und erzählt seinen Kindern endlose Geschichten von der Elsterbande.

Ähnlich ging es den Kindern der Czernowitzer, die – wie eine Protagonistin erzählt – lange glaubten, dieser Ort sei schwarzweiß wie die alten Fotos, die sie sich immer wieder ansehen mußten. Irgendwie trifft es das auch. Denn das alte Czernowitz, jener sagenhafte Ort in der ukrainisch-rumänischen Bukowina, der lange zur österreichischen K.u.k.-Monarchie gehörte und in dem 150 000 Menschen jeglicher Nationalität und Sprache (die Hälfte Juden) zusammenlebten – das gibt es nicht mehr, seit zwei Drittel der Einwohner von Nazis ermordet wurden. Es bleiben Bruchstücke von Erinnerungen und Legenden, die in den Nachkommen ein seltsames Eigenleben führen. Volker Koepp hat sie gesammelt und an den mythischen Ort zurückgebracht.

Durch seinen Film über die wunderbaren »Herr Zwilling und Frau Zuckermann« (beide inzwischen verstorben) hat er sie kennengelernt: Czernowitzer, deren Kinder und Enkel aus aller Welt. Seine Reise beginnt in Berlin und führt über New York und Wien immer wieder in die Bukowina. Es sind nachdenkliche Menschen, die er trifft, kunstsinnig und hochreflektiert, traurig und voll großartigen Humors. Sie erzählen von dem, was nicht mehr ist und was es mit ihnen gemacht hat.

Wie wir sind auch die Czernowitzer überall, und ohne daß sie ständig miteinander trinken müssen, scheinen sie durch unsichtbare Fäden miteinander verbunden. Kein Wunder. Nicht nur Bert Hellinger hat schon immer gewußt, daß jede/r das Päckchen der vorangegangenen Generationen mitschleppt und all die uneingelösten Dinge. Derer gibt es genug in den Geschichten von Vertreibung und Tod, Verrat und Verlust. Da hilft es der Protagonistin Katja Rainer aus Wien schon, ganz einfach zu wissen, daß da einer war, der gab den Kindern in seinem Laden immer »Zuckerln«, und die Leute hatten ihn gern, und er war ihr Opa. So einfache Wahrheiten heilen, wenn man wie sie und ihre Schwester ein Leben in merkwürdiger Unruhe verbracht hat, rastlos getrieben von Ort zu Ort, um am Ende festzustellen, daß die Suche doch etwas mit dem eigenen Jüdisch-Sein und dem nie gesehenen Czernowitz zu tun hat. Da stehen sie dann schön und mondän zwischen den einheitlich trainingsbehosten Ukrainern, die heute in Czernowitz wohnen, wie zwei mal eben herabgefallene bunt schillernde Sterne und fühlen sich zu Hause und gleichzeitig auf Weltreise.

Sie alle haben in Czernowitz Dinge zu erledigen: Der Cellist Eduard Weissmann steht mit einer Schapka, deren Ohrenklappen wie abgebrochene Antennen in den Himmel ragen, am

dreisprachig beschrifteten Grab seines qualvoll zu Tode gekommenen Onkels und Namenspatrons und bringt ihm ein hebräisches Totengebet dar. Der Schriftsteller Norman Manea – der, wie er sagt, das KZ überlebt hat und auch Amerika überleben wird – sinniert am großen Fluß, daß Transnistrien, die andere Seite des Dnjepr, auch Transtristia, das Land der Traurigkeit, heißen könnte. Derweil läßt sich die hübsche, in sieben Sprachen bewanderte Czernowitzer Studentin Tanja von ihrer Mutter ins Brautkleid schnüren und gen Deutschland versenden – das ist der andere, heutige Teil der Geschichte.

Und dann ist da noch Harvey »I'm a Transsylvanian!« Keitel, der im Gegensatz zu all den anderen, starken Figuren eben nicht wirklich etwas zu erledigen hatte in Czernowitz. Seine Mutter stammt aus der Gegend, er tourt mit Gedichten von Paul Celan, dem Czernowitzer Dichter, und er war es, der Koepp kontaktierte. Er ist ein wirklich netter Kerl und will offenbar Gutes tun und Gutes sagen. So schreitet er wie ein großer schwarz-weißer Falter mit wehendem Schal durch Czernowitz und gibt Gemeinplätze von sich, ja schafft es gar, vor einem Gedenkstein mit hebräischer Inschrift und englischem »Never again!« seinen Begleiter dämlich brav zu fragen, wofür denn dieses Denkmal sei. Ob sein Auftritt »Okay?« gewesen sei, fragt er einmal verräterisch in die Kamera, und der weise Thomas Plenert tut das einzig Richtige und schwenkt zu den über die Mauer kiebitzenden ukrainischen Kindern.

Doch selbst Keitel bleibt sympathisch wie dieser Film, der so schön und traurig und poetisch ein echter Koepp ist und doch wieder nicht. Weniger Raum als sonst ließ der Regisseur den Protagonisten und drängte, statt Koepp-mäßig zu schweigen, das Gespräch immer wieder in Richtung Czernowitz. Offenbar mußte er das aber tun, so wie für diesen Film jeder seinen Teil zu tun hatte. So gesehen steht unseren Kindern einiges bevor.

»Dieses Jahr in Czernowitz«, BRD 2004, Regie: Volker Koepp, 134 Minuten

Erschienen in: junge Welt 19.02.2004

<http://www.jungewelt.de/2004/02-09/019.php>